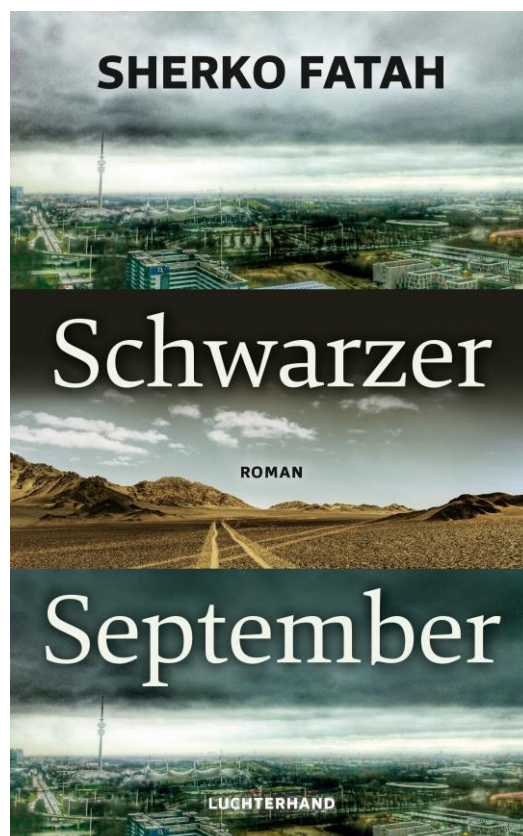


Leseprobe

**Sherko Fatah**  
***Schwarzer September***

Luchterhand Literaturverlag, München 2019  
ISBN 978-3-630-87475-3

S. 11-26



Ende November 1971 schritt der jordanische Premierminister gemessen auf den Eingang des Sheraton Hotels in Kairo zu. Er befand sich in Begleitung seiner Leibwächter. Der Himmel über der Stadt war verhangen, mattes Sonnenlicht fiel auf die Steine, und ein leichter Wind ließ die trockenen Blätter der Straßensträucher rascheln. Vom nahen Nil her vernahm der Premierminister das Motorengeknatter der kleinen Boote, Stimmen und das Hupen von Autos wurden herangeweht.

Der Premierminister war ein stattlicher Mann von gut fünfzig Jahren. Ein ereignisreiches und oft genug gefährliches Leben lag hinter ihm, diente er doch während des Zweiten Weltkrieges in der britischen Armee, danach auf der Seite der Araber gegen die Israelis. Jetzt, angekommen bei den Mächtigen der Welt, kannte er bereits viele wichtige und sich wichtig nehmende Spieler, konnte sich einen engen Vertrauten seines haschemitischen Königs nennen und einen, in dessen Händen nicht selten die Entscheidung über Leben und Tod lag. Gerade kam er von einem Treffen der Arabischen Liga hier in Kairo.

Harte Monate lagen hinter ihm, eine Zeit, in der er seine Entscheidungen oft genug nicht nur zu fällen, sondern auch gegen heftige Kritik zu verteidigen hatte. Die PLO aus Jordanien zu vertreiben, so wie im Vorjahr geschehen, war das eine, dies vor den versammelten Heuchlern der Arabischen

Liga zu rechtfertigen, von denen kein einziger einen Finger gerührt hatte, etwas anderes.

Der Premierminister blieb kurz stehen, wandte sich um und genoss den Anblick des großen alten Stroms, an dessen Ufern sich die staubgrauen Gebäude türmten, ohne ihm etwas von seiner Bedeutung zu nehmen. Wie der Nil müsste man sein, dachte er, schüttelte aber gleich den Kopf und lächelte über sich, der gerade im Begriff war, auch noch ein Dichter zu werden.

Auch wenn manche das anders sahen, er hatte keine Freude an dem Blutbad in den Slums von Amman gehabt. Die Palästinenser aus Jordanien zu vertreiben war für den Staat eine Frage des Überlebens gewesen. Die vielen Beobachter aus der Ferne hinter ihren Teleobjektiven und Fernsehkameras konnten das nicht verstehen. Diese bewaffnete und immerfort wachsende Volksgruppe stellte die Mehrheit und hätte, auch wenn dies nur das Ziel ihrer extremistischen Politiker war, letztendlich den jordanischen Staat zerstört. Er hatte zu allen Mitteln gegriffen, Napalm, Panzer, Geheimpolizei. Man nährt nicht freiwillig ein Geschwür, so dachte er noch immer.

Wieder schaute er auf den träge dahinströmenden Fluss. Er verspürte keine Reue, nur das seltsame Gefühl, all das, die niedrigen Sessel im Foyer, die langen Teppiche auf dem Marmorboden, das milchige Sonnenlicht und der sandfarbene Fluss wären weit von ihm entfernt, als erinnerte er sich daran mit dem Abstand von Jahren, obwohl es in diesem Augenblick in seiner Nähe war.

Seine Leibwächter waren mit ihm stehen geblieben und blickten verstohlen zu ihm, wenn sie glaubten, er bemerkte es nicht. Der Premierminister dachte an seine Frau, die im

Hotel speiste und auf ihn wartete. Langsam ging er weiter. Es waren nur noch wenige Meter bis zum Eingang, und er freute sich auf eine nachmittägliche Ruhestunde. Die gläsernen Türen waren von einer feinen Staubschicht bedeckt, die das Sonnenlicht verschluckte. Die Säulen am Eingang strahlten kaum Hitze ab, und als seine Leibwächter ihm die Türen öffneten, glitt der Blick des Premierministers über die Ecken des Foyers, zurück zur Rezeption und nieder zum spiegelglatten Marmorboden, auf dem die Teppichläufer zu schweben schienen.

Als hätte er etwas vergessen, hielt er inne, die Leibwächter bereits drei Schritte vor sich. Wie unter einem Zwang wollte er sich noch einmal dem Nil zuwenden, Abschied nehmen vielleicht oder ihn sich einprägen. Doch hatte er sich noch nicht halb umgewandt, als vier junge Männer aus dem Nichts dieses stillen, späten Nachmittags auftauchten. Einer stand direkt hinter ihm auf der Treppe, öffnete die Glastür und richtete die Pistole auf ihn, drei andere stürmten aus dem Foyer heran und drängten die Leibwächter ab.

Blitzschnell griff der Premierminister nach der Waffe in seinem Schulterholster, doch das Revers des Sakkos war im Weg, seine Hand erreichte den nur Zentimeter entfernten Verschluss nicht mehr, und die vielen Kugeln, die er kaum hörte und spürte, warfen ihn zu Boden, wo sich sein Inneres auszubreiten und jedes Geräusch von außen zu verschlucken schien. Er wollte sich auf den Rücken drehen, doch ob es ihm gelang, nahm er nicht mehr wahr.

Nach den Schüssen herrschte kurz Stille, die Szenerie war erstarrt, niemand rührte sich, nicht die Gäste im Foyer oder die hinter die Tresen geduckten Hotelangestellten und nicht einmal die Leibwächter des Premierministers. Die vier Män-

ner standen um den Toten herum, einer von ihnen kniff die Augen zusammen, um sie an das Dämmerlicht im Innenraum zu gewöhnen. Als wäre der Schrecken auch in sie gefahren, bewegten sie sich zunächst nicht, hielten nur die Pistolen wie zur Ablieferung vor sich. Einer der Leibwächter, ein Beduine, begann leise zu klagen, er drehte die Handflächen nach oben und legte den Kopf in den Nacken. Er beschimpfte die jungen Männer, von denen er wusste, wessen Handlanger sie waren, und verstummte erst, als er einen der Attentäter sich der Leiche nähern sah. Der Mann hatte die Pistole in den Hosensack gesteckt und stellte sich neben den Premierminister. Er blickte in die Runde und musterte die Leibwächter, die sich noch immer nicht rührten, starrte auf den Toten hinab und ging schließlich auf die Knie. Der Beduine glaubte seinen Augen nicht zu trauen: Auf allen vieren bewegte sich dieser Mann voran, senkte in der Nähe des Leichnams den Kopf zum Boden und leckte das in langen Rinnsalen aus ihm hervorsickernde Blut vom Marmorboden. Er tat das mehrmals, sodass jeder es sehen konnte, und als er sich endlich erhob, war sein Mund rot wie der eines schlecht geschminkten Clowns. Er wischte sich nicht über die Lippen, sondern sprach zu den Anwesenden, monoton, ohne Leidenschaft. Er war wohl zufrieden.

Wenn es wirklich so gewesen sein sollte, dachte Victor, dann handelte es sich um eine Show. Dieser Mord muss ihnen so unglaublich wichtig gewesen sein, dass sie bei der Ausführung zu Hochform aufliefen. Sie vergaßen weder den Namen der verantwortlichen Unterorganisation zu nennen noch den Premierminister des eigenhändigen Mordes an einem ihrer Mitglieder zu bezichtigen. Und das alles mit dessen Blut an den Lippen.

Victor warf sich in seinen Bürosessel zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Er mochte das schmale, bis zum Boden reichende Fenster in seinem Büro, durch das er seinen Blick über die Straße schweifen lassen konnte, immer wieder erstaunt darüber, wie wenig er sich an diesen Massen vorübergehender Passanten, den langsam fahrenden Autos, den Eselskarren und Lastenträgern sattsehen konnte. Das wäre meine Stadt, dachte er, so voller Leben und verschiedener Menschen von überallher, die richtige Größe und nah am Meer.

Gleich darauf fiel ihm Amos ein, und der Gedanke an ihn warf einen Schatten auf alles, was er sah. Das ärgerte ihn. Er hatte diesen neuen Star der Agentur, der vor ein paar Monaten aus dem Jemen angereist war, ignorieren wollen, hatte sich selbst Gleichgültigkeit vorgespielt. Aber er war in aller Munde. Seine neuen Methoden, von denen Victor wie auch manch anderer seiner Kollegen nichts hielt, kamen gut an bei

einigen Oberen. Wir sind dabei, einen schier endlosen Scheißkrieg in Südostasien nun endlich zu verlieren, dachte Victor, da sind moderne, weiche Methoden, Verständnis, Kungelei und Anschmiegsamkeit genau das, was die Agentur braucht.

Amos war ein ausgemachter Experte für den arabischen Raum, sprach sehr gut Arabisch, war immerfort bemüht, es noch zu verbessern und schien mit jedem, den er hier auf der Straße oder im Café traf, vertraut. Er war unbürokratisch bis zur Schlampigkeit. Jemand müsste ihn daran erinnern, was wir hier eigentlich tun, hatte Heller einmal bemerkt und Victor konnte ihm darin nur zustimmen. Aber noch schien diese neue Herangehensweise an ein altes Problem niemanden zu stören. Amos umwehte der Hauch des Abenteurers, und wäre er nicht ein so vorbildlicher Familienmensch gewesen, Vater von fünf, bald sechs Kindern, ein Kirchgänger und Basketballspieler, dann hätte man ihn wahrscheinlich noch für einen amerikanischen Lawrence von Arabien gehalten. So aber war er für viele nur der gute Amerikaner, auf den alle hier gewartet hatten, einer, von dem die Einheimischen hofften, dass er sie verstand.

Alles schön und gut, sagte sich Victor, aber sind wir wirklich hier, um jemanden zu verstehen? Wir horchen die Leute aus und kaufen sie, wenn wir sie brauchen können, danach fertigen wir darüber Berichte an. Ihm war bewusst, dass er sich vor allem deshalb so an der Anwesenheit des Neuen störte, weil sie seine Methoden, seine in Jahren trainierte Herangehensweise, ja, sein gesamtes Denken infrage stellte.

Seit einem halben Jahr war Heller sein einziger Trost, der erfolglose Heller, stets übergangen und doch schon länger im Mittleren Osten unterwegs als dieser Amos denken konnte. Heller sah alle Seiten, konnte ihm, Victor, erklären, welche

Möglichkeiten jemand wie Amos der Agentur hier in Beirut eröffnete, einfach durch seine Fähigkeit, Freundschaften zu schließen zu Leuten, die jedem Amerikaner in der Stadt misstrauten. Und Heller sah die Gefahr, die in dieser Art, einen gefährlichen Job zu machen, bestand. »Das kann schiefgehen, ohne dass jemand es bemerkt«, hatte er einmal gesagt. »Freundschaften sind in dieser Gegend Bündnisse.« An diese Worte hatte Victor oft denken müssen; vorgetragen wie eine sachliche Feststellung hallten sie als Warnung nach.

Victor erhob sich und trat vor das Fenster. Als kleiner Fall-offizier hätten ihm die Spiele der Großen eigentlich gleichgültig sein können, er hatte keinen Einfluss darauf und war froh darüber. Nach allem, was man hörte, gingen Amos' Berichte über einen nur kurzen Umweg direkt bis ins Außenministerium. Es war nicht vermessen zu glauben, dass Kissinger selbst sie las.

Einer alten Gewohnheit folgend, schnürte sich Victor, während er vor dem Fenster stand, den Gürtel enger. Immer wenn er sich morgens die Hosen anzog, wählte er für den Gürtel das vorletzte Loch, um im Laufe des Tages festzustellen, dass er dünner war als er glaubte. Und jedes Mal grinste er bei dem Gedanken an den Tick, der sich hinter diesem Verhalten verbergen mochte.

Jedenfalls landeten seine Berichte nicht auf dem Tisch des Außenministers. Was er tat, war im Grunde Routinearbeit, allerdings an einem besonderen Ort. Sein bester Kontakt in diesem Jahr war Massud, ein Polizist, bodenständig und fast unarabisch in seiner Direktheit. Dieser Mann war ein Glücksgriff gewesen, denn er kannte Gott und die Welt. Das Wichtigste aber: Er war, anders als die vielen lockeren Kontakte unseres neuen Genies, eingeschrieben, das heißt, er



arbeitete für die Agentur und war damit in einem nicht zu unterschätzenden Maß auch kontrollierbar.

Das war es, worauf Heller immer wieder hinwies: Kontrolle, auch wenn sie verdeckt ist, bedeutet Macht. Und unter ihrem Schirm lässt sich sogar so etwas wie Vertrauen aufbauen. Alles andere waren in Hellers Augen Experimente von literarisch gebildeten Collegeboys, Abenteuer des Geistes ohne Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß – aber nicht ohne Risiko. Denn wer kontrollierte jemanden, der an einem Tag seine Zustimmung zur Zusammenarbeit gab, am nächsten allerdings seine Meinung änderte? Die Lohnliste, das heißt das faktische Wissen beider Seiten von der Verpflichtung für die Agentur, erlaubte Kontrolle.

»Die Informationen, die wir beschaffen, entscheiden möglicherweise über Leben und Tod«, hatte Heller gesagt. »Wir sollten sie nicht der Qualität des Wetters, der guten Laune unseres Gegenübers verdanken. Amos mag ein Genie sein, und vielleicht ist sein bedeutendster Kontakt so sensationell wie alle glauben, aber der Idealismus, der darin steckt zu glauben, man könnte Freundschaft zur Basis einer Zusammenarbeit machen, ist beängstigend. Du weißt, wir haben den künftigen starken Mann der Christen. Aber ist Bashir Gemayel deshalb unser Freund?«

Victor ging zum Schreibtisch zurück und begann mit seinem Bericht über die letzte Zusammenkunft mit Massud. Dem war ein junger Kerl namens Ziad ins Netz gegangen, Treibgut vom Lande, einer von diesen vielen Jugendlichen, die nichts zu verlieren hatten. Dieser Ziad war frei und würde, gut geführt, nützlich sein können. Es war ein kurzer Bericht, und Victor lehnte sich zufrieden zurück, bis der Gedanke an Amos ihn wieder nervös machte.

Wie schon oft zuvor hatte er damals in der Bar des Fleurs darüber nachgedacht, was ihn zur indirekten Zusammenarbeit mit den Amerikanern getrieben hatte. Ausgerechnet die verhasstesten Ausländer waren auch die am meisten umworbenen. Das galt für die ganze Region. Ziad führte das Teeglas an die Lippen und nickte bei jedem Schluck. Er wusste, dass ihn dies nicht entlastete. In den Augen mancher war und blieb er ein Verräter.

Sein Blick schweifte über die leeren Tische des Nachtclubs, der jetzt, am frühen Abend, entzaubert wirkte wie ein hell erleuchteter Kinosaal. Die Tischplatten waren fleckig und voller Krümel, Zigarettenskippen lagen am Boden, und am Tresen lehnte ein Reisigbesen.

Ziad staunte gerade noch über die Schäbigkeit dieses allgemein als Ausländertreffpunkt geltenden Etablissements, da zog ein Schatten hinter einem der dunklen Fenster seine Aufmerksamkeit auf sich. Wie immer in solchen Situationen machte sich Ziad klein, atmete aus und ließ die Schultern hängen. Seiner privaten Mythologie zufolge ließ ihn dies ein wenig mehr verschmelzen mit dem jeweiligen Hintergrund, vor dem er saß oder stand. Unauffälligkeit war wichtig in einer Stadt voller Verschwörer und Bombenleger, zumal, wenn man für die Amerikaner arbeitete. Ziad lächelte. Arbeiten, das hörte sich weitaus bedeutender an, als es war. Tote Briefkästen leeren, Leute ausspionieren, Botengänge

machen. Nichts davon war aufregend, aber alles gefährlich.

Der Schatten im Fenster bewegte sich erneut. Diesmal glaubte Ziad, ruckartige Bewegungen wahrgenommen zu haben, er stellte sich vor, jemand suchte etwas in seiner Manteltasche. Gleich darauf war der Schatten wieder verschwunden, das Fenster leer, als hätte es nie eine Bewegung darin gegeben. Er blickte sich noch einmal im Raum um. Das tat er häufig, bevor er eine Entscheidung traf. Es zwang ihn, sich ganz auf die Situation zu konzentrieren, lenkte ihn auch, zum Guten oder zum Schlechten, vom Bevorstehenden ab.

Hinter dem langen schwarzen Tresen mit den aufwendig verzierten Zapfhähnen und vor der schimmernden Wand aus zumeist französischen Schnapsflaschen wischte ein junger Mann den Fußboden. Er war so dünn, dass sein Hemd tatsächlich leer wirkte. Leicht nach vorn gebeugt, fielen ihm pechschwarze Haarsträhnen ins Gesicht, wahrscheinlich war er ein Asiate. Auf der anderen Seite, weiter hinten im Raum, lungerten drei junge Männer auf Polstersesseln herum. Die Nische lag im Halbdunkel, an der Wand darüber war der gemalte, wohlgeformte nackte Körper einer Frau gerade noch zu erkennen.

Ziad beobachtete die drei ein paar Sekunden lang. Sie saßen mit dem Rücken zu ihm und wirkten unbeteiligt und nur miteinander beschäftigt. Er hielt sie für Botenjungen oder Lieferanten, die dort auf ihren nächsten Auftrag warteten.

Noch einmal ging er alles durch. Am frühen Abend hatte das Telefon geklingelt, lange und durchdringend, bis er endlich abgehoben und Massuds vertraute Stimme gehört hatte. Er schickte ihn ins Fleurs, um dort jemanden zu treffen. Es

sei nicht ganz sicher, ob es klappen würde, aber den Versuch wert, sagte Massud. Solcherlei nebulöse Aufträge waren nicht selten, und jedes Mal ärgerte er sich sehr darüber, denn sie reduzierten ihn auf die Bedeutung jener Botenjungen dort drüben, mit denen man ähnlich umsprang. Jetzt aber ließ er sich nicht dazu hinreißen, innerlich darüber zu fluchen, dass man über ihn und seine Zeit nach Belieben verfügen konnte. Vielmehr rekapitulierte er innerhalb der nächsten Sekunden, was er über Massud wusste. Er hegte keinen wirklichen Verdacht, es war eher ein Was-wäre-wenn-Spiel, eine kurze Selbstvergewisserung.

Er lehnte sich zurück und starrte in das kalte Licht der Neonröhren, die über der Bar befestigt waren. Er betrachtete die großen Lampenschirme aus Ziegenleder in der Mitte der Raumdecke und dachte an das verführerische rötliche Dämmerlicht, das sie entstehen ließen, wenn sich gegen neun Uhr abends der Saal mit Gästen zu füllen begann. Jetzt war das alles weit entfernt, weder das glänzende Metall der Zapfhähne noch die vielen übereinanderstehenden Flaschen, noch nicht einmal der süßliche, scharfe Geruch im Raum konnten der sachlichen Vorabendstimmung etwas anhaben.

Kaum wiederzuerkennen war die Bühne. Der dicke Teppich, der sie bedeckte, war fleckig und grau. Nur mit Mühe konnte Ziad sich vorstellen, wie die Herrin der Hunde dort spät am Abend ihre Nummer aufführte. Halb nackt, in rotes Licht getaucht, streckte sie die Brüste vor und schwenkte die Hüften. Vor allem aber stolzierte sie barfuß umher, und allein schon, wie sie die Füße aufsetzte, sich umwandte und, vom Licht geblendet, herrisch sich umblickte, elektrisierte die anwesenden Männer. Das jedenfalls bildete Ziad sich ein.

Für ihn war sie die europäische Traumfrau, hell und hochgewachsen, Hure und Beute in einem, Herrin und unerreichbares Traumgebilde im anderen Moment, ganz wie sie es wollte. Der Anblick der jetzt schmutzigen Bühne ernüchterte Ziad. Kurz machte er sich bewusst, wie billig diese Inszenierung aus ein paar Bühnenstrahlern und lauter Musik war – und wie wirkungsvoll. Gleich darauf hatte er wieder die Tänzerin vor sich, ihre beweglichen Hüften, die wohlgeformten Schultern und den tiefrot geschminkten Mund.

Beim Gedanken an sie wurde ihm heiß, und, wie immer in solchen Momenten, verachtete er sich für diese jugendliche Geilheit, diese überbordende Leidenschaft, die so stark werden konnte, dass sie ihm den Atem nahm. Er dachte an die Europäer und Amerikaner, an Touristen und Leute, die er aus der Ferne von der Agentur her kannte, an diese Männer in Jeans und Freizeithemden oder auch in Leinenanzügen. Im Vergleich zu ihm waren das rational denkende Erwachsene, sie waren planvoll und zuverlässig, jedenfalls gaben sie das vor. Allem, was sie taten, schien Überlegung vorausgegangen zu sein, und ihre dauernde höfliche Distanz konnte hier leicht als Kälte und Berechnung missdeutet werden. Ihnen gegenüber kam sich Ziad vor wie ein Tier, ungezügelt und unberechenbar. Der Gedanke, dass diese Westler ihre Lüsterheit nur besser verbargen, tröstete ihn nicht, denn im Verbergen lag ja ihre Stärke. Etwas stimmt mit uns nicht, dachte er, wir sind zu heißblütig. Dachte er an die Tänzerin, an ihre leicht emporgereckten Zehen, wenn sie zu Beginn ihrer Nummer die spitzen Pantoffeln von ihren Füßen warf, dann wurde ihm der Mund trocken. Er wollte sich vor ihr niederwerfen und sie im gleichen Moment beherrschen,

unter und über ihr sein. Diese Vorstellung aber erzeugte in seinem Geist eine Dissonanz, die ihn sich seufzend die Stirn wischen ließ. Vielleicht stimmt auch nur etwas mit mir nicht, dachte er und zwang sich zur Konzentration.

Er war, das wusste Ziad, auch hier, gerade hier in Gefahr. Selbst wenn er Massud nicht ernsthaft unterstellte, etwas gegen ihn im Schilde zu führen, so konnte doch immer noch etwas schiefgegangen sein. Wie hatte er es formuliert: »Tu mir den Gefallen, mein Freund, es ist keine große Sache. Bleib einfach, wo du bist, bis er kommt. – Ich muss heute noch viele Informationen auswerten. Du verstehst, alles wichtig, eilig – wie die Oberen eben sind.« Es war das Übliche, erst die Zumutung, dann der Trost durch Vertraulichkeit.

Ziad sah auf die Uhr. Er war jetzt seit einer halben Stunde hier und niemand schien ihn bemerkt zu haben. Der Raum war offen und betretbar wie eine Bahnhofshalle, und zu Ziads Verwunderung hatte sich niemand gerührt, nachdem er sich an einen der Tische gesetzt hatte.

Hinter ihm knarrte eine Tür, dort, wo zwischen zwei überlebensgroßen Porzellanhunden ein dunkler Gang zu den Toiletten führte. Er lehnte sich vor und stützte die Ellenbogen auf den Tisch. Momente später stand tatsächlich ein hochgewachsener Mann bei ihm. Ziad sah ihn aus dem Augenwinkel und rührte sich nicht.

»In den Bergen hat es gestern geregnet«, sagte der Mann auf Englisch.

»Am Schwarzen Horn oder im Schuf?«, sagte Ziad leise.

Der Mann schwieg unangenehm lange und kramte einen Briefumschlag aus seiner Manteltasche hervor. Unbeholfen setzte er sich schließlich Ziad gegenüber, legte die flache

Hand auf den Umschlag und schob ihn über die Tischplatte zu ihm.

Ziad schmunzelte.

»Ich muss es einfach fragen«, sagte er, als würde er zu sich selbst sprechen, »warum ausgerechnet hier?«

»Der einzige Ort, den ich in Beirut kenne.« Der Mann blickte sich andeutungsweise um. »Sorry«, fügte er noch an.

Er erhob sich, zupfte den Mantel zurecht und ging. Ziad blickte ihm nach, beobachtete, wie er in den gewaltigen Windfang und von dort ins Licht der Straße trat. Er spürte den Umschlag unter seiner Hand und fragte sich, ob dieser Mann, der aussah, als käme er aus dem Süden des Landes und möglicherweise ein Schiit war, tatsächlich die ganze Zeit über in der Toilette auf ihn gewartet hatte. In solchen Momenten sah er alles, was er tat, von außen. Doch die Lächerlichkeit des Spiels konnte ihn nicht amüsieren, sie erschreckte ihn. War das auf den höheren Etagen der Agentur möglicherweise anders, gab es dort einen Grad von Professionalität, der Szenen wie diese nicht zuließ? Wer weiß, dachte er, vielleicht ist auch das eine Illusion.

Er wartete noch fünf Minuten, fing einen stumpfen, missmutigen Blick des Asiaten auf, der nichts als Überdross zum Ausdruck brachte. Dann prüfte er kurz den Stapel Banknoten im Umschlag und erhob sich. Kurz vor dem Windfang blickte er noch einmal zu den drei Männern und bemerkte, dass es vier waren. Einer saß so tief im Schatten, dass er dunkelblau wirkte. Ziad öffnete die Tür, trat hinaus und atmete tief ein. Er spielte mit dem Umschlag in seiner Tasche herum, war erleichtert und bog auf den Boulevard ein.

Einige Meter weiter blieb er stehen. Er hatte sich gegen den Gedanken gewehrt, vielleicht einfach nur aus Trägheit.

Jetzt aber, im frischen Abendwind, umbraust vom Vorabendverkehr, stand das dunkelblaue Gesicht des Mannes im Schatten klar vor ihm. Wenn das ein Zufall war, dachte Ziad, dann einer von jenen, die einen nicht mehr an Zufälle glauben lassen. Er machte kehrt und ging zum Fleurs zurück.

Vor dem Eingang bewunderte er wieder einmal den für diese Region untypischen Schaukasten. Wo vor einem Kino Aushangfotos befestigt gewesen wären, gab es hier nur einen kleinen, schwach beleuchteten, karmesinroten Vorhang. Ganz unten teilte er sich, und in dem dunklen Spalt stand ein Paar weißer Damenschuhe, hochhackig, spitz und mit Riemenverschluss, winzig wie das Zubehör für eine Puppe. Zwischen den Schuhen, ebenso klein, lag der Kopf eines abgewetzten Stoffhundes, niedlich und bedrohlich zugleich. Das war alles, kein Schild, kein Schriftzug, nur dieses Arrangement, das für Ziad fremdartig und verrückt war, der Eingang in eine Lasterhöhle.

Er griff nach der eisernen Klinke und drückte sie nieder. Der Eingang war noch immer offen und unbewacht. Im letzten Moment überlegte er es sich anders, schloss die Tür wieder und drehte sich um. Er eilte an den Straßenrand und wartete auf eine Lücke im Verkehr. Angestrengt blickte er sich um und machte schließlich drei Blocks weiter eine Telefonzelle aus. Er überquerte die Straße, ging schnell und erreichte das Telefon, bevor ein anderer es in Beschlag nehmen konnte. Erleichtert atmete er aus, fingerte die Münzen aus seiner Hosentasche hervor und rief Massud an.

Es dauerte lange, doch schließlich hob sein Kontaktmann ab. Wieder schnaufte Ziad erleichtert.

»Was ist los, mein Freund? Hat alles geklappt?«

»Ja, er hat mir etwas gegeben.«



»Gut, gut«, sagte Massud nach einer kurzen Pause. »Du bringst es mir, wenn ich es sage. – Was willst du?«

»Der Schwarze ist hier. Weißt du etwas darüber?«

Zu Ziads Beruhigung entstand diesmal keine Pause.

»Nein. Bist du sicher? Wo hast du ihn gesehen?«

»Im Fleurs.«

»Was denkst du, Bruder, was denkst du nur?«

»Ich weiß nicht, was ich denken soll. Sag du es mir.«

»Denk nicht, sondern geh dort weg. Sollte er es wirklich sein, dann hat es nichts mit dir zu tun. Kümmere dich nicht darum.«

»Du weißt es jetzt.«

»Ja. Geh einfach weg.«

Massud legte auf, Ziad hielt den schweren Hörer noch einen Moment lang in der Hand, bevor er einhängte. Was hast du anderes erwartet, sagte er sich und wusste, dass ihm seine Redseligkeit am Telefon wieder einmal Ärger einbringen würde. Er hatte zu viele Worte gemacht, unnötige Worte.

Mild und salzig wehte der Wind vom Meer heran, und noch durch die kleinen fleckigen Scheiben der Telefonzelle war das auf den hellen Hausmauern spielende Licht der Laternen und Autoscheinwerfer Anzeichen für einen schönen Frühsommerabend, der vor der Stadt lag.

Ziad schüttelte den Kopf, um aus seinen Träumereien zu erwachen, wandte sich um und wich zurück. Vor ihm stand der Mann aus dem Fleurs, jener, über den er gerade gesprochen hatte, nur durch die Tür der Telefonzelle von ihm getrennt.